



### *Buch*

Man schreibt das Jahr 58 v. Chr. Julius Caesar steht mit seiner Armee im Rhonetal, belagert von wilden gallischen Stämmen. Für die glorreichen römischen Legionen sieht es nicht gut aus, zumal noch eine Horde germanischer Krieger den Rhein überschritten hat und zur Rhone vorrückt.

Dann ereignet sich ein Mordfall im römischen Lager. Opfer ist Titus Vinius, ein korrupter Centurio, der bei seinen Soldaten allgemein verhaßt ist. Decius Caecilius Metellus, den es wegen seiner Feinde gegen seinen Willen aus Rom zur Armee verschlagen hat, wird von Caesar mit der Untersuchung des Falles beauftragt. Er braucht nicht lange, um zu erkennen, daß nicht nur die Legionäre Grund hatten, dem Centurio ans Leder zu wollen. Decius stößt auf eine Reihe von Ungereimtheiten: Woher kamen die enormen Summen, mit denen Vinius sich Landbesitz in Italien zulegen konnte? Um was ging es bei den geheimen Kontakten des Centurio mit den aufständischen Galliern? Und welche Rolle spielt Freda, die schöne germanische Sklavin von Vinius, hinter der das ganze Lager her ist?

Als Decius die ersten Todesdrohungen erhält, wird ihm mit beängstigender Sicherheit klar, daß seine Feinde nicht nur jenseits der Lagertore stehen.

### *Autor*

Der 1947 in Ohio geborene John Maddox Roberts machte sich zunächst als Autor zahlreicher Science-fiction-Romane einen Namen. Sein erster historischer Kriminalroman aus dem alten Rom, »SPQR«, wurde 1991 für den Edgar Allan Poe Award nominiert. Er stand am Anfang einer Reihe ausgesprochen erfolgreicher Romane mit dem Helden Decius Caecilius Metellus.

### *Außerdem als Goldmann Taschenbuch:*

SPQR (41306) • Die Catalina-Verschörung (41307) • Der Musentempel (41451) • Der Frevel des Clodius (41450) • Tödliche Saturnalien (42551)

Aus dem Amerikanischen  
von Kristian Lutze

**GOLDMANN VERLAG**

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.  
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Der Goldmann Verlag  
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Originalausgabe 4/95

© 1995 by John Maddox Roberts

© der deutschsprachigen Ausgabe 1995 by

Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Jacques Louis David,

»Der Schwur der Horatier«

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 42760

Lektorat: Ulrich Genzler

Redaktion: Tina Schreck

Herstellung: Peter Papenbrok

ISBN 3-442-42760-6

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Meiner Ansicht nach ist Alexander der Große an allem schuld. Seit dieser kleine makedonische Idiot beschlossen hat, die ganze Welt zu erobern, bevor er alt genug war, sich zu rasieren, hat jeder Narr mit einem Schwert und einem vernünftigen Paar Stiefel versucht, es ihm nachzutun. In den Tagen meiner Jugend gab es eine ganze Reihe von Möchtegern-Alexandern. Marius hat einen Anlauf genommen. Sulla hat sich versucht. Genau wie Lucullus. Es gab andere, denen es nicht einmal gelungen ist, sich auch nur annähernd einen Namen wie einer dieser Männer zu machen.

Pompeius hätte es fast geschafft. Da Rom eine Republik war und er seine Armee nicht einfach erben konnte wie Alexander, er jedoch auch zu faul war, sich mit den öffentlichen Ämtern abzumühen, deren Bekleidung Voraussetzung für einen militärischen Oberbefehl war, ließ er seine ihm verpflichteten Tribunen kurzerhand ein paar Gesetze durch die Volksversammlungen peitschen, die ihm die entsprechenden Vollmachten einräumten und einen Notstand behaupteten, der es ihm unmöglich machte, nach Rom zurückzukehren und für ein Amt zu kandidieren. Für den Notstand sorgte Pompeius für gewöhnlich selbst. In den meisten Fällen verliehen ihm die Tribunen einen Oberbefehl, nachdem ein besserer Mann den Großteil der zu schlagenden Schlachten bereits gewonnen hatte, so daß Pompeius dem Feind nur noch den Todesstoß versetzen und die Beute kassieren mußte. Doch das zeigt nur, daß Pompeius intelligenter war als Alexander. Römer sind eben in der Regel intelligenter als Ausländer.

Die feindlichen Heerführer boten römischen Feldherren nur selten Paroli, das wurde von ihren politischen Gegnern

Zuhause erledigt. Interne Machtkämpfe waren der Fluch der Republik, aber wahrscheinlich haben sie uns auch mehr als zwei Jahrhunderte vor der Monarchie bewahrt.

Im übrigen kämpfte Alexander normalerweise gegen die Perser, was ihm unglaublich geholfen hat. Die Römer hatten es nie mit einem Darius zu tun. Alexander stand ihm zweimal gegenüber, und beide Male rannte Darius nach der ersten Feindberührung, seine Armee, sein Lager, die Gepäckwagen und seine Ehefrauen zurücklassend, davon wie ein geprügelter Pavian. Alle unsere Feinde hingegen waren zähe und brutale Kämpfer, die sich erst nach mehrmaligem heftigem Blutvergießen einverstanden erklärten, vernünftig zu sein, sich friedlich niederzulassen und ihre Steuern zu bezahlen. Mit einem Hannibal mußte sich Alexander nie auseinandersetzen. Wenn, wäre er wahrscheinlich schnurstracks zurück nach Makedonien marschiert, um Schafe zu zählen, was so wieso das einzige ist, wozu Makedonier wirklich taugen.

Der unwahrscheinlichste Bewerber um die herrschaftliche Krone Alexanders aber war Gaius Julius Caesar, und doch war er derjenige, der diesem Ziel am nächsten kam. Zu meinem bleibenden Entsetzen habe ich ihm auch noch dabei geholfen.

Es war eine lange Reise und eine schlechte Zeit, sie zu unternehmen. Der späte Winter bringt der italischen Halbinsel das schlimmste Wetter, und in Gallien ist es nicht besser. Natürlich wäre es schneller gegangen, wäre ich von Ostia nach Massilia gesegelt; doch wie jeder halbwegs vernünftige Mensch hasse ich Seereisen. Also machte ich mich mit meinem Sklaven Hermes und zwei Packeseln auf den Weg von Rom die Küste entlang durch Etrurien und Ligurien in die Provinz.

Ich muß wohl kaum extra betonen, daß es nicht das Streben nach militärischem Ruhm war, was mich trieb. Ich mußte

Rom verlassen, weil Clodius, mein Todfeind, für dieses Jahr ein Tribunat errungen hatte und damit in der Lage war, unkalkulierbaren Schaden anzurichten. Für die Dauer seiner einjährigen Amtszeit konnte niemand etwas dagegen unternehmen. Außerdem sah mich meine Familie für ein höheres politisches Amt vor, und ich brauchte noch ein paar Feldzüge mehr auf meinem Militärgürtel, um mich für eine Kandidatur als Praetor zu qualifizieren. Und wenn die Patriarchen meiner Familie Befehle gaben, gehorchte jeder, der den Namen Caecilius Metellus trug.

In jenen Jahren war meine Familie die bei weitem wichtigste plebejische Familie Roms. Das Gens der Caecilier war uralte, unglaublich vielköpfig und unsagbar vornehm, mit einer Ahnengalerie von Konsuln, die bis zur Gründung der Republik zurückreichte. Mein Vater hatte jedes Amt auf dem *Cursum honorum* innegehabt, zusätzlich noch einige nicht obligatorische wie die Ämter des Militärtribunen, des Aedilen, des Volkstribunen und des Zensors.

Natürlich bestand die Möglichkeit, daß ich bei der Erlangung der notwendigen militärischen Qualifikationen getötet wurde. Aber wie schon gesagt, meine Familie war so seuchenhaft weitverzweigt, daß sich zweifelsohne ein Ersatzmann auftreiben lassen würde.

Also machte ich mich auf den Weg die Küste entlang und ließ mir Zeit dabei; ich hielt wo immer möglich Station bei Freunden, übernachtete nur, wenn es unvermeidlich war, in Gasthöfen und nahm an den örtlichen Spielen und Feierlichkeiten teil, wo immer sich die Gelegenheit bot. Ich hatte es nicht eilig, zu Roms jüngstem Kriegsschauplatz zu gelangen. Selbst als sehr junger Mann habe ich, im Gegensatz zu vielen frisch eingezogenen Rekruten, nie unter dem Gedanken gelitten, daß die ganze Aufregung schon vorüber sein könnte, bevor ich am Ort des Geschehens eintraf.

Von Ligurien kommend, passierten wir die Ausläufer der maritimischen Alpen und erreichten die Provinz, die älteste unserer Eroberungen außerhalb Italiens, deren herausragender Vorzug darin bestand, daß wir fortan nach Spanien gelangen konnten, ohne zu ertrinken. Die Straße führte durch eine Reihe von griechischen Kolonialstädtchen und erreichte schließlich Massilia, eine wunderschöne Stadt, wie so viele in den Kolonien. Wenn man eine Stadt vom ersten Spatenstich an plant, kann man sich um Dinge wie Ordnung, Proportionen und Harmonie kümmern. Städte wie Rom, die im Laufe der Jahrhunderte einfach gewachsen sind, wuchern in alle Richtungen, Tempel, Mietskasernen und Fischmärkte bunt durcheinandergewürfelt. Außerdem war Massilia der nördlichste Ort, in dem man ein vernünftiges Bad finden konnte. In jenen Tagen noch eine unabhängige Stadt, hieß Massilia Massalia, weil die Griechen sich mit der Rechtschreibung schwertaten.

Technisch gesehen, befand sich das gesamte Gebiet im Kriegszustand, so daß ich die Zeit für gekommen hielt, mich möglichst soldatisch zu präsentieren. Meine Militär-Tunika und -Stiefel trug ich bereits, und als wir jetzt von unseren Rössern stiegen, beeilte sich Hermes, meine Rüstung von einem der Packesel zu holen. Er war ein gut gewachsener Junge von damals achtzehn Jahren mit ausgeprägten kriminellen Neigungen. Jeder Offizier, der an einem Feldzug teilnimmt, braucht einen versierten Dieb an seiner Seite, der ihn mit den Notwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens versorgt.

Zunächst streifte ich die leicht gepolsterte Kampftunika mit ihren mit Lederfransen besetzten Schultern und den dazu passenden, mit Lederriemen verzierten Rock über. Dann legte Hermes mir meine Rüstung an. Es gibt zwei Möglichkeiten, kräftige Muskeln zu bekommen: Entweder man plagt



sich in jahrelangem Training, oder man kauft sie von einem Waffenschmied. Ich hatte mich für letzteres entschieden. Meine Rüstung war mit Muskeln ausgestattet, um die Herkules mich beneidet hätte, komplett mit silbernen Brustwarzen und einem filigran gearbeiteten Bauchnabel. Zwischen den kräftigen Brüsten prangte ein furchterregender Gorgonen-Kopf, um alles Böse abzuschrecken.

Hermes befestigte meinen roten Militär-Umhang an den Ringen, die das Gorgonen-Haupt flankierten, packte meinen Helm aus und steckte ihm behutsam den Helmbusch aus wehendem weißem Pferdehaar auf. Es war ein Helm im griechischen Stil mit einer Spitze, die direkt über meinen Augen hervorragte, die Bronze war auf Hochglanz poliert und überall mit silbernen Akanthusblättern verziert. Vielleicht war es auch Efeu oder möglicherweise sogar Eiche oder Olive. Ich habe vergessen, bei welchem Gott ich mich gerade einschmeicheln wollte, als ich die Rüstung kaufte.

Hermes befestigte den Wangenschutz unter meinem Kinn und trat einen Schritt zurück, um die Gesamtwirkung zu bewundern. »Herr, du siehst genau aus wie Mars!«

»In der Tat«, gab ich ihm recht. »Ich mag ja ein unverbesserlicher Zivillist sein, aber ich kann zumindest aussehen wie ein Soldat. Wo ist mein Schwert?«

Hermes fand mein Paradeschwert, und ich schnallte es wie ein homerischer Held an meine mit Bronze gepanzerte Hüfte. Mein genauer Rang war noch unklar, so daß ich die Schärpe der befehlshabenden Offiziere sicherheitshalber fürs erste wegließ. Wir bestiegen wieder unsere Pferde und ritten in die Stadt, wo ich mit gebührendem Respekt empfangen wurde. Der erste römische Beamte, den wir trafen, hatte allerdings beunruhigende Nachrichten für uns. Caesar war gen Norden in die Berge weitermarschiert, um sich mit ein paar Helvetiern herumzuschlagen. Sie waren in einer Stadt mit dem Na-

men Genava am See Lemannus. Alle Offiziere und Verstärkungstruppen sollten sich unverzüglich im römischen Lager melden.

Das war eine unerwartete Entwicklung. Ich hatte noch nie von einer Armee gehört, die sich mit einer solchen Geschwindigkeit vorwärts bewegte wie Caesars Truppen. Sie hatten den ganzen Weg von Mittelitalien bis zum See Lemannus in der Hälfte der üblichen Reisezeit zurückgelegt. Caesar hatte zeit seines Lebens als faul und träge gegolten, so daß ich das als ominöses Zeichen betrachtete.

Also ritten wir ohne Bad und eine Nacht gesunden Schlafes weiter. Die Tage des Müßiggangs waren vorüber, weil Caesar vorausschauend Verbindungsposten eingerichtet hatte, in denen sich seine Offiziere mit frischen Reittieren versorgen konnten, so daß sie keine Entschuldigung für eine weitere Verzögerung ihrer Ankunft vorbringen konnten. Die Strafe war nicht genauer definiert, doch man durfte getrost den sicheren Tod erwarten, denn nur ein Diktator verfügt über ähnliche Macht wie ein Prokonsul in seiner Provinz.

Unser Weg führte uns durch das Rhonetal am östlichen Ufer flußaufwärts. Die Landschaft war durchaus reizvoll, doch ich war nicht in der Stimmung, sie entsprechend zu würdigen. Selbst Hermes, der für gewöhnlich unerträglich fröhlich ist, wurde immer gedrückter. Massilia war noch ein zivilisierter Ort gewesen, doch jetzt bewegten wir uns in galischem Kernland, das mit Ausnahme einiger fahrender Händler vor uns nur wenige Menschen betreten hatten.

Wir kamen durch eine Reihe kleiner adretter Dörfer. Die meisten Gebäude waren runde reetgedeckte Lehmhütten. Nur die repräsentativeren Bauwerke hatten einen Rahmen aus massivem Holz, die Zwischenräume waren mit Flechtwerk, Ziegel- oder Sandstein gefüllt und weiß getüncht, was einen angenehmen Kontrast zu dem dunklen Holz bildete.

Die Felder waren ordentlich angelegt und durch flache Bruchsteinmauern voneinander getrennt, jedoch ohne die geometrische Strenge, die einem von römischen oder ägyptischen Äckern so vertraut ist.

Die Leute musterten uns mit neugierigem Interesse ohne jede Feindseligkeit. Die Gallier lieben bunte Farben; ihre Kleidung war lebhaft mit kontrastierenden Streifen und Karos gemustert. Vertreter beiderlei Geschlechts trugen Schmuck, die Armen aus Bronze, die Wohlhabenden aus massivem Gold.

»Die Frauen sind häßlich«, beschwerte sich Hermes, ihre sommersprossige Haut, ihre Stupsnasen und ihre runden Gesichter bemerkend, die sich markant von den langen, ausgeprägten Gesichtszügen unterschieden, die wir Römer so bewundern.

»Glaub mir«, versicherte ich ihm, »je länger du hier bist, desto besser werden sie dir gefallen.«

»So furchteinflößend sehen sie gar nicht aus«, meinte er in dem Versuch, sich selbst Mut zu machen. »Nach allem, was die Leute so reden, hatte ich wilde Riesen erwartet.«

»Das hier sind in der Hauptsache Bauern und Sklaven«, erklärte ich ihm. »Die militärische Kaste macht sich die Hände kaum mit bäuerlicher oder anderer Arbeit schmutzig. Warte, bis du die Krieger siehst. Die werden deine schlimmsten Befürchtungen bestätigen.«

»Wenn die Gallier schon so schlimm sind«, sagte er, »wie müssen dann erst die Germanen sein?«

Die Frage hing wie eine dunkle Wolke vor der Sonne. »Über die Germanen möchte ich nicht einmal nachdenken«, erwiderte ich.

Caesars Lager war nicht schwer zu finden. Ein römisches Lager auf barbarischem Territorium ist wie eine Stadt, die vom Himmel in die Wildnis gefallen ist. Das Lager lag unweit

des reizvollen Lemannus-Sees, rechteckig wie ein Ziegelstein, wobei das Wort »Lager« dem nicht gerecht wird, was eine römische Legion überall dort errichtet, wo sie auch nur für eine Nacht Station macht. Zunächst trifft eine Vorhut ein, die etwa eine Stunde vor der eigentlichen Legion marschiert, um ein geeignetes Gelände abzustecken sowie die Tore, die Hauptstraßen und das Praetorium zu markieren. Die Plätze, wo die einzelnen Kohorten campieren, werden mit kleinen bunten Fähnchen gekennzeichnet.

Wenn die Legion selbst eintrifft, stapeln die Soldaten ihre Waffen und packen ihre Werkzeuge und Körbe zur Erdbeugung aus. Sie heben einen Graben um die gesamte abgesteckte Fläche aus und schütten dahinter einen Wall auf. Auf diesem Wall wird eine Palisade errichtet; die Pfähle dafür tragen die Legionäre den ganzen Weg auf dem Rücken mit sich. Wachposten werden aufgestellt, und erst dann begeben sich die Soldaten in das solcherart gesicherte Lager, um ihre Zelte aufzuschlagen; eine achtköpfige Einheit pro Zelt, zehn Einheiten pro Centurie, sechs Centurien pro Kohorte und zehn Kohorten pro Legion, alles nach einem unveränderlichen Muster angelegt, so daß jeder Mann bei einem nächtlichen Alarm genau weiß, in welche Richtung er sich wenden und wie viele Straßen er passieren muß, um den ihm zugewiesenen Platz am Schutzwall zu erreichen. In gewisser Weise lebt jeder römische Legionär, ganz egal wo er sich aufhält, immer am selben Fleck in immer derselben Stadt.

Allein der Anblick eines Militärlagers macht mich stolz, ein Römer zu sein, solange ich nicht darin leben muß. Angeblich haben barbarische Armeen schon kapituliert, nachdem sie nur zugesehen hatten, wie eine Legion ihr Lager aufschlägt. Neben Caesars Legionärs-Lager befand sich das nicht ganz so strenge, aber noch immer disziplinierte und ordentliche Lager der Hilfstruppen, die von unseren Verbündeten gestellt

oder als Söldner angeheuert wurden: Bogenschützen, Katalpultisten, Reiter, Plänkler und so weiter. Römische Bürger kämpfen nur als Infanteristen, behelmt und gepanzert, mit einem großen ovalen Schild, dem schweren Pilum, das man aus kurzer Entfernung sauber durch den Schild eines Feindes schleudern kann, sowie dem Kurzschwert ausgerüstet, das in den Händen eines Fachmannes eine grausam effektive Waffe sein kann.

»Guck dir das an!« rief Hermes überschwenglich. »Ein so gut gesichertes Lager werden diese Barbaren nie angreifen!«

»Ein Abbild römischer Stärke«, erklärte ich, um seinen Optimismus nicht unnötig zu dämpfen. Innerlich war ich weniger überzeugt. Eine einzelne Legion plus in etwa die gleiche Anzahl an Hilfstruppen war keine besonders große Streitmacht, um gegen eine ganze Nation von Barbaren ins Feld zu ziehen. Vielleicht, überlegte ich, waren die Helvetier kein besonders großes Volk, eine Vermutung, die mich auf der Stelle als Augur disqualifiziert hätte. Gerade diese beruhigenden Fiktionen waren es, die mir oft genug in meinem Leben den klaren Blick auf die Realitäten verstellt haben.

Jenseits von Caesars Lager konnte ich in dunstiger Entfernung gerade noch eine wuchernde, unordentliche Siedlung erkennen, zweifelsohne Genava. Die Männer im Lager waren überdies mit einem weiteren Projekt beschäftigt, einem Erdamm, der sich vom See aus zum nächstgelegenen Gebirgsausläufer erstreckte und sich in der Ferne verlor. Er lag genau zwischen Lager und Stadt, so daß ich vermutete, daß er die Gallier abschrecken sollte, das Lager mit ihrer bevorzugten Taktik, dem frontalen und ungeordneten Ausfall, zu überrennen. Diese Maßnahme fand meine volle Zustimmung. Je mehr Barrieren zwischen mir und diesen Wilden errichtet wurden, desto besser.

Unser Weg führte uns zu einem Fleck etwa eine Viertel-

meile vom Legionärslager entfernt, wo ein Arbeitstrupp unter Aufsicht eines Offiziers auf der Kuppe des Damms schuf-tete. Ihre Speere waren in Tripoden aufgestellt, die Helme auf den Speerspitzen, die Schilde seitlich dagegen gelehnt. Die schlanken Wurfspeere und die schmalen flachen Schilde iden-tifizierten die Männer als Plänkler. Der Offizier grinste breit, als er uns sah.

»Decius!« Es war Gnaeus Quintilius Carbo, ein alter Freund.

»Carbo! Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, dich hier zu treffen! Jetzt weiß ich, daß wir gewinnen werden.« Ich glitt von meinem Pferd und ergriff seine Hand, die so fest war wie die irgendeines gewöhnlichen Legionärs. Carbo war langjähriger Berufssoldat, ein Abkömmling des Landadels aus der Gegend von Caere, und so altmodisch, wie man sich einen Römer nur wünschen konnte. Alte Betrüger wie mein Vater und seine Spießgesellen machten stets ein großes Ge-wese um ihr traditionsverbundenes Römertum, doch Carbo war echt, ein Mann wie aus den Zeiten des Camillus.

»Ich hatte so eine Ahnung, daß du auftauchen würdest, Decius. Als ich gehört habe, daß Clodius Tribun geworden ist und du mit Caesars Nichte verlobt bist, wußte ich, daß es nur eine Frage der Zeit wäre, bis du dich uns anschließt.« Carbo, gesegnet sei sein eisernes Kämpferherz, nahm an, daß ich begierig auf Kampfgetümmel und Schlachtenruhm war.

»Was machst du denn hier draußen?« fragte ich ihn. »Bist du für die Befestigungsanlagen zuständig?«

»Nein, ich kommandiere auf diesem Feldzug eine der Hilfstruppen.« Er nickte in Richtung der Truppe, die auf dem Damm zugegen war. »Das sind einige meiner Männer.«

»Du?« fragte ich überrascht. »Du bist doch mit Lucullus kreuz und quer durch Asien gezogen und bei seinem Tri-umphzug mitmarschiert! Du solltest den Oberbefehl über

eine reguläre Legion haben. Warum sollte Caesar einen Mann von deinem Rang und deiner Erfahrung als Kommandeur einer Plänklertruppe einsetzen?« Ich dachte, er würde das als Beleidigung auffassen, doch er schüttelte den Kopf.

»Diese Armee ist anders, Decius. Caesar handhabt die Dinge nicht so wie andere Befehlshaber. Er hat einige seiner erfahrensten Männer als Kommandeure der Hilfstruppen eingesetzt. Hast du das Gelände gesehen, diese Wälder? Glaub mir, es wird noch schlimmer, wenn wir auf den Rhenu zumarschieren. Es ist völlig unmöglich, die Legionäre in irgendeiner Art von Schlachtordnung da durchmarschieren zu lassen. Man muß sie durch die Täler führen, und dafür braucht man jede Menge flankierender Hilfstruppen, die die Wälder zu beiden Seiten des Zuges von Feinden säubern. Außerdem kämpfen die Gallier gerne im Laufenden, so daß die Vorhut aus den besten Plänklern bestehen muß, sonst greifen einen diese Barbaren schon an, bevor man sie kommen sieht. In diesem Krieg sind die Hilfstruppen überaus wichtig.«

»Ich meine, jeder Soldat ist wichtig, wenn das Caesars gesamte Streitmacht ist.«

»Da hast du allerdings recht. Ich nehme nicht an, daß du Verstärkung mitbringst?«

Ich wies mit dem Daumen über meine Schulter. »Nur meinen Leibsklaven Hermes. Gibt es irgend etwas, was du gestohlen haben möchtest?«

Er verzog das Gesicht. »Das stand ja auch nicht zu erwarten. Angeblich soll Pompeius zwei weitere Legionen für uns ausheben, aber wir haben noch nichts von ihnen gesehen.«

Pompeius und Crassus, Caesars Kollegen, hatten ihm seinen außerordentlichen fünfjährigen Oberbefehl über Gallien gesichert und versprochen, ihn zu unterstützen. Wenn er den beiden vertraute, dachte ich still für mich, konnte er lange auf seine Verstärkung warten.

Mit ausgesprochen säuerlicher Miene musterte Carbo mich von Kopf bis Fuß. »Und, Decius, tu dir, mir, der Armee und den unsterblichen Göttern einen Gefallen und zieh diese Parade-Uniform aus, bevor du dich bei Caesar meldest. Diese Armee ist anders als die Armeen, in denen du vorher gedient hast.«

»Meinst du? Ich finde mich eigentlich ganz stattlich so.« Erst jetzt bemerkte ich, daß Carbo ein schlichtes gallisches Kettenhemd und einen topfförmigen Bronzehelm bar jeder Verzierung trug und aussah wie ein gewöhnlicher Legionär, mit Ausnahme seines Schwertes, das nicht an der rechten, sondern an der linken Seite hing, und einer purpurnen Schärpe, die er als Insignum seines Kommandos um die Hüfte gewickelt hatte. Ich wunderte mich noch darüber, als wir aus dem Lager eine Reihe von Trompetenstößen hörten.

»Zu spät«, sagte Carbo. »Das ist der Offiziers-Appell. Du mußt dich unverzüglich melden. Mach dich auf ein paar Hänseleien gefaßt.«

Wir gingen zu Fuß ins Lager, während Hermes die Tiere hinter uns herführte.

»Wie lang ist denn dieser Schutzdamm, den ihr da baut?« fragte ich Carbo.

»Er erstreckt sich über etwa neunzehn Meilen vom See bis an die Berge, um die Helvetier abzuschrecken.«

»Neunzehn Meilen?« sagte ich fassungslos. »Sprechen wir hier über denselben Gaius Julius Caesar, den ich in Rom gekannt habe? Ein Mann, der, wenn er sich tragen lassen konnte, nie einen Schritt zu Fuß gegangen ist und nie eine schwerere Waffe erhoben hat als seine Stimme?«

»Du wirst einen völlig anderen Caesar kennenlernen«, versprach er mir. Und das sollte ich wirklich.

Wir betraten das Lager durch das Südtor und gingen die Via praetoria hinunter, die gerade wie der Flug eines Pfeiles



in die Mitte des Lagers zum Praetorium führte; das innere Lager mit dem Zelt des Kommandostabs war von einem eigenen niedrigen Erdwall umgeben. Die Via praetoria wurde im rechten Winkel von der Via principalis gekreuzt, jenseits davon lagen die Quartiere der höheren Offiziere und anderer Truppenteile, die sie von den regulären Legionären, Decurios und Centurios getrennt untergebracht wissen wollten. Normalerweise waren das die Extraordinarii, Männer mit mehr als zwanzig Dienstjahren auf dem Buckel, die keine anderen Pflichten mehr hatten außer dem Kämpfen selbst. Mir fiel auf, daß um das Praetorium eine ungewöhnlich hohe Zahl kleinerer Zelte gruppiert war, und fragte Carbo danach.

»Eine spezielle praetorianische Wache, die Caesar eingerichtet hat. Sie besteht in der Hauptsache aus Hilfstruppen, sowohl zu Fuß als auch zu Pferde.« Andere Generäle verwendeten praetorianische Wachen normalerweise als Leibwächter während eines Feldzuges, oft jedoch auch als besondere Reserve, die sie im entscheidenden Moment in die Schlacht werfen konnten. Ich nahm an, daß Caesar die vielen Männer für letzteres vorsah.

Die Via principalis wurde in ganzer Länge bis vor das Praetorium von den Zelten der Praefekten und Tribunen gesäumt. An der Kreuzung der beiden Straßen war der Schrein der Legion aufgebaut, ein Zelt, in dem die Standarten aufbewahrt wurden. Davor war eine Ehrengarde aufgezogen, und da gutes Wetter herrschte, steckten die Standarten unbedeckt in ihren Holzständern. Die Wachen standen regungslos und mit gezogenem Schwert da. Wegen ihrer Kettenhemden und der kleinen runden Schilde, die sie trugen, hätte man annehmen können, daß es sich um Plänkler der Hilfstruppen handelte, doch ihre Position und das Löwenfell, das von den Helmen über ihren Rücken hing, kündete davon, daß sie Signifer und Aquilifer waren und somit zu den bedeutendsten Offizieren

der Legion gehörten, die als die Tapfersten der Tapferen aus dem Mannschaftsstand befördert worden waren.

Im Vorbeigehen salutierten wir dem Adler, und ich bemerkte ein darunter angebrachtes rechteckiges Schild mit Eckfransen aus Pferdeschwänzen, auf dem stand: LEGIO X. Das war beruhigend, denn die Zehnte galt allgemein als die beste, eine Meinung, die nur von den anderen Legionen nicht geteilt wurde. Ich kannte eine Reihe von Männern, die bei der Zehnten gedient hatten, sowohl als Offiziere als auch in den Mannschaftsrängen. Wenn ich schon allein mit nur einer einzigen Legion in der Wildnis verweilen mußte, hätte ich mir keine bessere aussuchen können.

Zwei Mitglieder der Praetorianer-Wache versperrten den Durchgang in dem etwa hüfthohen Wall, der das Praetorium umgab; sie waren mit Lanzen bewaffnet und trugen Schilde und nur eine leichte Rüstung. In der Mitte des Ostwalls befand sich die hohe Plattform, von der der General seine Ansprachen zum Forum hielt, einem freien Platz, auf dem sich die Legion versammeln konnte und der an bestimmten Tagen als Marktplatz für Händler und einheimische Bauern diente, die mit der Legion Handel trieben.

Natürlich waren wir die letzten, die eintrafen. Vor dem Zelt des Generals war ein großer Tisch aufgestellt worden, um den alle höheren Offiziere saßen. Das waren die Tribunen, die Präfekten, die Offiziere der Hilfstruppen und ein einzelner Centurio. Letzterer mußte der Centurio der Ersten Centurie der Ersten Kohorte sein, in jeder römischen Legion als Primus pilus oder auch der »Erste Speer« bekannt. Er war der einzige Offizier, der sich bronzene Beinschoner vor die Schienbeine geschnallt hatte, eine archaische Ausstattung, die von allen anderen Fußsoldaten schon vor Jahrhunderten aufgegeben worden war, jedoch vom Centurio als Zeichen seines Ranges weiter getragen wurde. Als wir hinzutraten,

wies er gerade mit seinem Stab, einem knapp ein Meter langen Stock von der Dicke eines menschlichen Daumens, den er als weiteres Insignum seines Ranges trug, auf irgend etwas auf dem Tisch. Er blickte auf und erstarrte, als er uns sah.

Caesar stand über den Tisch gelehnt und studierte die Karte, die dort, wie ich jetzt erkannte, ausgebreitet war. Hinter ihm standen, auf ihre Fasces gestützt, die zwölf prokonsularischen Liktores. In Rom trugen die Liktores Togen, doch jetzt hatten sie ihre Feldkleidung angelegt: rote Tuniken mit breiten, schwarz gefärbten und mit bronzenen Dornen besetzten Ledergürteln, eine Sitte, die bis in die Zeiten der etruskischen Könige zurückreichte. Als der Stab in Schweigen verfiel, hob Caesar den Blick und richtete sich auf, bevor er sich in seine priesterhafte Pontifex-maximus-Positur warf. Langsam und feierlich bedeckte er seinen Kopf mit einer Falte seines Militärmantels.

»Meine Herren«, verkündete er, »bedeckt eure Häupter. Es ist eine Erscheinung direkt vom Olymp. Der Sieg ist zweifelsohne unser, denn der Gott Mars selbst ist zu uns herabgestiegen.«

Die Versammlung brach in ein rauhes Gelächter aus, das so ohrenbetäubend war, daß es wahrscheinlich die Wachen alarmierte. Selbst Carbo lachte so heftig, daß er einen Schluckauf bekam. Ich hoffte, mein Helm bedeckte das meiste meines feuerrot angelaufenen Gesichts, während ich wie ein Idiot mit zum Gruß ausgestrecktem Arm dastand.

»Ich nehme nicht an, daß du Verstärkung mitgebracht hast, Decius?« sagte Caesar und wischte sich mit seinem Umhang die Tränen aus dem Gesicht.

»Ich fürchte nicht, Prokonsul.«

»Nun, es war eine ohnehin kühne Hoffnung. Wie dem auch sei, einen herzhaften Lacher können wir auch alle gut brauchen. Gesell dich zu uns, Decius. Titus Vinius wollte uns ge-

rade einen Bericht über den Stand der Arbeit an den Kastellen und die feindlichen Gegenaktionen geben. Fahre fort, Erster Speer.«

Feindliche Gegenaktionen? dachte ich. Ich hatte keinerlei Zusammenrottung entdecken können, wie es für die Gallier vor einer Schlacht typisch war. Eine feine Linie zog sich über die gesamte Karte von den Bergen bis zum See hinunter, und genau dorthin wies der Centurio mit seinem Stab.

»Der schwächste Punkt ist die Stelle, wo wir den See erreichen. Der Boden dort ist sumpfig, und sie kommen durch das flache Wasser um den Damm herum, richten so viel Zerstörung an wie möglich und verschwinden auf demselben Weg wieder. Sie könnten den Damm genauso leicht von der Bergseite her umgehen, doch sie sind zu faul, so weit zu laufen. Außerdem können wir sie in den Sümpfen nicht mit der Kavallerie jagen.«

Caesar sah Carbo an. »Gnaeus, ich möchte, daß du aus den Reihen der Hilfstruppen eine kleine Kampfeinheit ausgesuchter Männer zusammenstellst; gute Schwimmer, die keine Angst vor dem Wasser haben. Keine Rüstung, nicht mal Helme. Nur Waffen und leichte Schilde. Ich will, daß die Angriffe dieser schwimmfüßigen Gallier ein Ende haben.«

»Sie werden heute nacht in Stellung sein, General«, sagte Carbo. Ich räusperte mich.

»Mars wünscht das Wort«, sagte Lucius Caecilius Metellus, ein entfernter Verwandter von mir, der wegen einiger ausgeprägter Geschwulste im Gesicht den Spitznamen »Knubbel« trug. Über seine schlichte Rüstung hatte er die Schärpe eines Tribunen gewickelt.

»Nett, dich hier zu treffen, Knubbel«, sagte ich und schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Was ist mit den hundert Sesterzen, die du mir seit den Cerealis-Rennen vor zwei Jahren schuldest?« Das brachte ihn zum Schweigen.

»Du hast eine Frage, Decius?« sagte Caesar.

»Ich bitte um Verständnis, General, da ich gerade erst angekommen bin, aber vor unseren Wällen lagert keine Barbarenarmee, also nehme ich an, daß die Helvetier nach wie vor in Verhandlungen mit uns stehen. Wie kommt es, daß sie trotzdem Angreifer losschicken, die uns belästigen?«

»Wir haben es hier nicht mit Galliern von der Küste zu tun, die sich wie halbwegs zivilisierte Menschen zu benehmen wissen«, erklärte Caesar. »Ihre Gesandten sprechen für das Volk als Ganzes, halten es jedoch für selbstverständlich, daß einige der jungen Krieger des Nachts losziehen, um Pfeile und Wurfspeere in unser Lager zu schießen und zu werfen. Sie betrachten das als ein Kavaliersdelikt, so als würde man auf einem Pferd über den Zaun des Nachbarn springen und über sein Feld reiten.«

»Sie machen sich einen Spaß daraus, Wachen und Patrouillen zu überfallen«, sagte Titus Vinius, der Erste Speer. »Sie sind Kopffäger, weißt du. In den dichten Wäldern bei ihren heiligen Hainen wirst du riesige Schädelhaufen finden.«

Er war der typische altgediente Militär, der einem jungen Rekruten angst machen wollte, doch er verschwendete nur seine Zeit. In Spanien hatte ich weit Schlimmeres gesehen.

»Decimus Varro«, sagte Caesar, »wie steht es um unsere Vorräte?« Ich bemerkte, daß Caesar sich einer kurzen prägnanten Sprache befleißigte, die sich deutlich von dem langatmigen Stil unterschied, den er in Rom pflegte.

»Die Vorräte an Getreide, getrockneten Früchten, Fisch und Fleisch reichen noch für gut zehn Tage, bei halber Ration für etwa zwanzig. Der Versorgungszug aus Massilia müßte jederzeit eintreffen.«

»Decius, hast du auf dem Weg hierher einen Vorratzzug überholt?«

»Nein, Prokonsul.«

»Quaestor, kaufe mehr Lebensmittel von den hiesigen Bauern. Ich möchte mir keine Gedanken wegen knapper Vorräte machen müssen, wenn die Helvetier sich entscheiden, uns anzugreifen.«

»Sie werden Wucherpreise für minderwertige Ware verlangen, Prokonsul.« Der Quaestor war ein ernst aussehender junger Mann, der mir vage bekannt vorkam.

»Bezahle, was sie verlangen, ohne groß zu feilschen«, sagte Caesar. »Der Zustand der Staatsfinanzen ist einem Kämpfer im Feld herzlich egal, der Zustand seines Magens hingegen bedeutet ihm alles.«

»Jawohl, Caesar.« Der Name des Quaestors fiel mir wieder ein: Sextus Didius Ahala. Er hatte vor zwei Jahren dasselbe Amt in Rom ausgeübt, und ich beneidete ihn nicht um seine Position. Der Quaestor des Prokonsuls bekleidet zwar eine verantwortungsvolle Position, doch die Buchhaltung und die Führung der Amtsgeschäfte einer Provinz und ihrer militärischen Einrichtungen ist so ziemlich die langweiligste Arbeit, die man sich vorstellen kann.

Nach etwa einer Stunde, ausgefüllt mit Berichten, Befehlen, der Ausgabe einer neuen Parole und dergleichen, löste sich die Runde auf. Caesar machte mir ein Zeichen, daß ich zusammen mit Vinus noch bleiben sollte.

»Erster Speer, wir brauchen einen Platz, an dem wir Decius Caecilius Metellus den Jüngeren einsetzen können. Was schlägst du vor?«

Der Mann musterte mich mit dem Desinteresse, das Berufssoldaten gegenüber jüngeren Teilzeitoffizieren für gewöhnlich an den Tag legen. Den Respekt dieser Männer verdiente man sich nur durch besondere Tapferkeit in der Schlacht.

»Wir haben bereits mehr Offiziere als wir benötigen, Prokonsul. Was wir brauchen, sind mehr Legionäre.«

»Wir werden in Kürze ein paar von beiden verlieren«, be-

merkte Caesar. »In der Zwischenzeit braucht Decius eine Einheit.«

Vinius bückte sich, um seinen Helm aufzuheben, der unter dem Tisch lag. »Die Reiterei«, sagte er. Er wollte mich aus dem Weg haben, was ich ihm nicht übelnehmen konnte. Unerfahrene Offiziere, vor allem grüne Tribunen, sind der Fluch eines jeden Centuriolebens. Ich hätte ihm sagen können, daß mir das Militär und Feldzüge nicht völlig unvertraut waren, doch das hätte ihn wohl kaum beeindruckt.

»Ausgezeichnet. Decius, du kannst dich bei der praetorianischen Ala melden. Ihr momentaner Kommandant ist ein Gallier namens Lovernius, doch er braucht einen römischen Vorgesetzten. Als Praetorianer gehörst du zu meinem persönlichen Stab, so daß du wahrscheinlich deutlich mehr Zeit mit mir als mit deiner Ala verbringen wirst.«

»Ich nehme nicht an, daß es sich um eine spanische Reiterei handelt?« In der spanischen Kavallerie konnte ich auf nicht unbedeutende Erfahrung verweisen.

»Gallier«, sagte Caesar. »Doch sie sind Todfeinde der Helvetier.« Was nicht allzuviel zu bedeuten hatte, da sich die Gallier ständig untereinander befehdeten. Nun, jede Kavallerie mußte besser sein als eine römische, die historisch gesehen so kläglich war wie unsere Infanterie beeindruckend. Die Kriegsführung zu Pferde ist wie die Seefahrt eines der Dinge, für die wir Römer einfach kein Talent haben.

»Prokonsul, mit deiner Erlaubnis werde ich jetzt gehen und die Wachposten inspizieren.« Vinius verknotete die Bänder seiner die Wangen bedeckenden Gesichtspanzer unter seinem glatt rasierten Kinn. Sein Helm war so schlicht wie alle anderen, die ich in dieser Legion gesehen hatte, mit Ausnahme des Helmbuschs aus Pferdehaar, der nicht von vorne nach hinten, sondern von links nach rechts verlief, ein weiteres markantes Symbol seines Ranges.



John Maddox Roberts

### **Tod eines Centurio**

SPQR VI

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-42760-4

Goldmann

Erscheinungstermin: April 1995

Man schreibt das Jahr 58 v. Chr. Julius Caesar steht mit seiner Armee im Rhonetal, belagert von wilden gallischen Stämmen. Für die glorreichen römischen Legionen sieht es nicht gut aus, zumal noch eine Horde germanischer Krieger den Rhein überschritten hat und zur Rhone vorrückt.

Dann ereignet sich ein Mordfall im römischen Lager. Opfer ist Titus Vinius, ein korrupter Centurio, der bei seinen Soldaten allgemein verhasst ist. Decius Caecilius Metellus, den es wegen seiner Feinde gegen seinen Willen aus Rom zur Armee verschlagen hat, wird von Caesar mit der Untersuchung des Falles beauftragt. Er braucht nicht lange, um zu erkennen, dass nicht nur die Legionäre Grund hatten, dem Centurio ans Leder zu wollen. Decius stößt auf eine Reihe von Ungereimtheiten: Woher kamen die enormen Summen, mit denen Vinius sich Landbesitz in Italien zulegen konnte? Um was ging es bei den geheimen Kontakten des Centurio mit den aufständischen Galliern? Und welche Rolle spielt Freda, die schöne germanische Sklavin von Vinius, hinter der das ganze Lager her ist? Als Decius die ersten Todesdrohungen erhält, wird ihm mit beängstigender Sicherheit klar, dass seine Feinde nicht nur jenseits der Lagertore stehen.



[Der Titel im Katalog](#)